

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donnerst-
tag u. Sonnabend. In-
scriptionspreis: die Klein-
seite 10 Pf.

Abonnement
vierteljährl. 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Bo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

27. Jahrgang.

N. 67.

Dienstag, den 8. Juni

1880.

Das Duellfever.

Ein Prachtzopf, der uns noch aus dem Mittelalter überkommen ist, erfreut sich in der neueren Zeit wieder einer besonderen Pflege: das Duell nämlich. Soviel auch schon im Namen der Religion, der Civilisation und des gesunden Menschenverstandes dagegen gearbeitet und geeifert worden ist, zeitweise hat die Duellwuth wohl etwas nachgelassen, aber verschwunden ist sie nie ganz, und die neueste Zeit trägt wieder die herrlichsten Früchte in dieser Beziehung.

Es ist einerseits lächerlich, andererseits aber fürchterlich zu glauben, daß die angegriffene Ehre wieder dadurch repariert werden könnte, daß man dem Beleidiger eine Kugel durch die Brust jagt oder . . . umgekehrt, daß man sich von dem Beleidiger verwunden läßt. Ein Lump bleibt eben ein Lump und wenn er Duzenden von Gegnern das Gesicht zerfetzt. Niemand wird nach dieser Heldenthat vor dem Lump ehrerbietig den Hut ziehen.

Zwei politische Duelle der letzten Tage machen viel von sich reden. Graf Bichy-Ferraris, der ehemalige Unterstaatssekretär im ungarischen Ministerium, und Rochefort, der Mann der „Lanterne“, deren Licht zuweilen in unangenehmer Weise „blakt“, sind diesmal die Opfer. Graf Bichy-Ferraris steht jetzt unter dem Schutze des humanen Gebots, von den Todten nichts Uebles zu reden. Bei seinen Lebzeiten ließ sich von ihm nicht viel Gutes sagen und das peinigende Gefühl, von der Gesellschaft ausgestoßen zu sein, mag ihn zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben haben, dem Karolyi eine Forderung auf Pistolen zukommen zu lassen. Was war nun der Effect?

Der Beforderte schoß den jungen Grafen über den Haufen.

Ist jetzt die Ehre des „Beleidigten“ wiederhergestellt oder wäre sie dann etwa wiederhergestellt zu betrachten gewesen, wenn Karolyi zusammengeschossen worden wäre? Allerdings sind seit Bekanntwerden des Duellausganges die Stimmen der Wiener Zeitungen umgeschlagen; das Mitleid mit dem Schicksal des Getödteten, so wenig dasselbe auch in den Thatfachen seine Berechtigung findet, überwiegt plötzlich und die nicht widerlegten Anschuldigungen gegen Bichy sind schnell von den Leuten vergessen, die ein Interesse daran haben, daß Geschehenes schnell vergessen wird.

Einen entgegengesetzten Ausgang hat das Duell zwischen Köchlin und Rochefort gefunden. Köchlin trat als Rächer seiner von Rochefort arg angegriffenen Ehre auf und man könnte sagen, er strafte den Beleidiger, indem er diesen niederstach. Die innere Ursache dieses Duells war . . . gleichfalls ein Duell, daß zwischen Köchlin und einem gewissen Lambert stattfand und bei welchem der Letztere getödtet wurde. . . Rochefort stellte nun öffentlich die Behauptung auf, Lambert wäre nicht in einem regelrechten Duell gefallen, Köchlin habe ihn ermordet. Was thut nun Köchlin, um seine angegriffene Ehre zu reinigen? er mordet Rochefort gleichfalls oder sucht ihn doch zu morden. Hat Köchlin nun etwa bewiesen, daß er Lambert nicht ermordet, oder hätte er es dann bewiesen, wenn Rochefort ihm den Degen durch den Leib gerannt hätte?

Da sind doch die Herren Gambetta und Fourtou ganz andere Kerle; die hatten auch ein Duell zu bestehen, aber sie verstanden es, dieser traurigen Nothwendigkeit, die von den unerbittlichen Geseßen der „Ehre“ dictirt wird, ihren Schrecken zu nehmen. Sie schossen mit Pistolen auf einander, aber aus einer Distance, welche ein Treffen fast unmöglich machte. Um aber ganz sicher zu gehen, schossen beide auch noch in die Luft; das Duell hat stattgefunden, . . . die Ehre war gerettet.

Läßt sich wohl eine trefflichere Verfassung auf das Duell, als diese Affaire denken? Und wäre es nicht

an der Zeit, der mit Schrecken verbundenen Lächerlichkeit des Duells ein Ende zu machen? Jedes ernstgemeinte Duell ist ein versuchter Mord, jeder bloß formelle Zweikampf eine Lächerlichkeit, die an den Pranger gestellt zu werden verdiente. Darum fort mit jenem mittelalterlichen Zopf, der in Widerspruch mit den Forderungen der Religion, der wirklich guten Sitte, der Civilisation und der bürgerlichen Geseße steht!

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Die Angaben, welche über die Abhaltung der Berliner Nachkonferenz verbreitet wurden, erweisen sich wieder einmal mehr oder minder als ungenau. Jetzt heißt es nämlich, die Konferenz werde im Anfang Juli stattfinden und etwa 14 Tage in Anspruch nehmen. Die Konferenz wird sich aus den Votschaftern der Mächte in Berlin und dem griechischen Gesandten zusammensetzen. — Ein deutsches Geschwader, bestehend aus den Korvetten „Moltke“ eventuell „Stosch“, sowie auch der „Hertha“, soll nach den ostasiatischen Gewässern gesendet werden. Zum Chef des Geschwaders, heißt es, sei Graf Monts ausersehen. In den Kreisen, welche sich für Begründung einer deutschen Kolonisation in den ostasiatischen Gewässern interessieren, giebt man sich der Hoffnung hin, daß das deutsche Geschwader auf seiner Fahrt nach Ostasien die Insel Borneo anlaufen wird, um die Fähigkeit dieser Insel zur Anlegung einer deutschen Kolonie daselbst zu untersuchen. — Am Freitag, den 4. d., feierte die Stadt Magdeburg das Fest der 200jährigen Zugehörigkeit zur Krone Preussens. Der Kaiser verherrlichte das schöne patriotische Fest, das in glänzender Weise verlief, durch seine Gegenwart.

— Der Kampf zwischen dem preussischen Staate und dem Papstthume, welche Wendung er auch augenblicklich nimmt, bringt keine Entscheidung, er ist eine Etappe in einem 1000jährigen Kriege. Fürst Bismarck kann den Prozeß vielleicht beschleunigen, Papst Leo ihn vielleicht aufhalten; zu beseitigen ist er weder durch einen Erlaß des Einen, noch durch ein Breve des Andern, weder durch Sieg, noch Niederlage; denn er hat nicht gestern begonnen und wird nicht morgen enden. Fürst Bismarck weiß dies so gut wie Leo XIII. Als der deutsche Kaiser 1873 jenen berühmten Brief an Pius IX. schrieb, worin er die Anmaßungen des Papstthums zurückwies, als der deutsche Kronprinz während seiner Regentschaft 1878 in einem andern Briefe die Unabänderlichkeit des Kampfes zwischen Staat und Kirche hervorhob, da hatten Beide den Kanzler zum Rathgeber. Und heute, da Rom sich weigert, auf einen Modus vivendi einzugehen, (d. h. auf Bedingungen, wie man einstweilen friedlich mit einander leben kann), da antwortet Rom: der Staat müsse sein Schwert senken vor der göttlichen und ewigen Einrichtung des Papstthums. Schärfer kann der Streitpunkt zwischen weltlicher und geistlicher Macht nicht gefaßt werden; gerade so bestand er, als die kaiserlichen Hohenstauffen an dem Bestreben, die Macht Roms zu brechen, verdarben; als Ludwig der Bayer sich beugen mußte; als das Papstthum gedemüthigt nach Avignon in Frankreich überfiel; als Napoleon Bonaparte dem Papstthum seine Ueberlegenheit zu spüren gab. Wenn der Kampf einst zu Ende geführt sein wird, so wird es ein Sieg der Menschheit über sich selbst sein.

— Berlin. Die seit einigen Jahren von verschiedenen größeren Städten eingerichteten Ferienkolonien für arme, kränkliche Kinder haben nach einer Mittheilung des Unterrichtsministers so segensreich gewirkt, daß eine weitere Ausbreitung dieser Einrichtung gewünscht werden muß. Auf amtlichem Wege dies herbeizuführen, kann nicht Sache der Unterrichtsverwaltung sein, zumal keine Fonds zur Förderung der Angelegenheit zur Ver-

fügung stehen. Vielmehr wird eine gedeihliche Entwicklung auch fortan nur von der freien Vereinsthätigkeit zu erwarten sein. Indessen wird diese in vielen Fällen der Mitwirkungen der Bezirkregierungen nicht entbehren können, namentlich wenn es der Mitwirkung der Lehrer bedarf. Der Minister fordert daher die Regierung auf, die hervortretenden Bestrebungen für die Einrichtung von Ferienkolonien thunlichst zu fördern.

— Die Anzeichen, daß der neue Zolltarif die Segnungen der Industrie dem einheimischen Lande zwangsweise zuwendet, mehren sich. Nicht nur englische, sondern auch österreichische Industrielle, deren Importe nach Deutschland in Folge des hohen Zolltarifs fast zur Unmöglichkeit geworden sind, errichten für gewisse Artikel, welche eine Steuerbedrückung nicht ertragen können, Fabriken am Rhein und in Schlessien, in denen die aus dem Auslande bezogenen und verhältnismäßig gering besteuerten Rohproducte verfeinert bearbeitet werden. In Sagan und Grünberg sowie in der Nähe von Berlin sind derartige Etablissements entstanden. Namentlich Industrielle in Lancashire und Brinn interessieren sich für die Errichtung derartiger Filialen oder Veredelungsinstitute in Deutschland.

— In Bezug auf die in letzter Zeit mehrfach vorgekommenen Eisenbahnunfälle, besonders in Rücksicht auf das letzte große Unglück bei Blumenberg und auf den vor einigen Wochen bei Halle vorgekommenen Unfall, wirft die „N. Frankf. Zt.“ die Frage auf: „Hat der Staat bisher in vollem Maße und nach allen Richtungen hin seine Schuldigkeit gethan, um das Leben des eisenbahnbenutzenden Publikums sowohl auf Staatsbahnen, als auf Privatbahnen nach Möglichkeit zu schützen?“ Die Antwort des Blattes auf diese Frage geht dahin: Daß dies in einer Beziehung nicht der Fall zu sein scheint, hat sich vor einigen Wochen bei dem Unglück in Halle fast bis zur Evidenz herausgestellt. Falsche Weichenstellungen lassen sich vermeiden durch Anwendung des Central-Weichenstellungssystems; man müßte also voraussetzen, daß diese Einrichtung mindestens auf allen größeren Stationen schleunigst getroffen würde, und daß an einem Orte mit so kolossalem Verkehr, wie Halle ihn hat, die Sache nicht (was angeblich beabsichtigt wird) bis zu dem schon seit langer Zeit nothwendigen Umbau des Bahnhofes verschoben würde. Allerdings beruht bei dem neuesten Unfall am Dienstag die Ursache, da die Entgleisung auf offener Strecke stattgefunden hat, nicht auf falscher Weichenstellung, aber der Fall legt einige andere Fragen sehr nahe. Man wolle beachten, daß die Stätte des Unglücks, eine der ältesten Bahnstrecken Deutschlands, das Stammstück der jetzt verstaatlichten Magdeburg-Halberstädter Gesellschaft ist. Ist denn dafür gesorgt, daß namentlich die alten Strecken auf die Erhaltung des Schwellenmaterials und das Ausfahren der Geleise hin regelmäßig rechtzeitig untersucht werden? Hat man ferner beachtet, daß die bewußte Strecke seit verschiedenen Jahren von Schnellzügen nicht befahren wurde, bis am vergangenen 15. Mai die Leitung des fraglichen Zuges über Oschersleben (statt über Eisleben-Schöningen) eingeführt wurde? Es ist bekannt, daß neue Strecken dem Schnellzugsverkehr nicht sofort übergeben werden, wäre es nicht ebenso angezeigt, alte Strecken, die dem übrigen Verkehr noch gefahrlos dienen mögen, vor Einrichtung eines Schnellzuges darauf zu untersuchen, ob sie auch thatsächlich noch schnellzugsfähig sind?

— Frankreich. In dem Duell, das zwischen Rochefort und Köchlin, dem Schwager des Pariser Polizeipräsidenten Andrieux, stattfand, erhielt der erstere eine zwar schwere, aber nicht lebensgefährliche Wunde in der Herzgrube. Köchlin, der erst vor Kurzem den Deputirten Lambert im Duell tödtete, wird nach dieser neuen Probe seiner „Geschicklichkeit“ ein sehr gefürchteter Mann werden.

— Nein! das Kaiserreich ist nicht todt; ruft Paul de Cassagnac am Todestage des Prinzen Lulu aus. „Denn der Tag wird kommen und er ist nicht fern, da das Kaiserreich, aller Hindernisse ledig, die es zu fesseln und zu knebeln scheinen, sich kräftiger und blühender als je wieder aufrichten wird. Dem Manne ähnlich, der zu schwer gelitten hat, ist es regungslos niedergestreckt, es schlummert. Aber wir werden es aufzuwecken wissen, wenn es gelten wird, Frankreich von der Verwirrung, dem Ruin der Republik zu befreien.“ So klagt der edle, als Raufbold bekannte Verfechter des französischen Kaiserthums. — Man hört ihm zu und zuckt die Achsel: weiß man doch, daß ein Napoleon schwerlich mehr im Stande sein wird, in der Geschichte noch einmal als Kaiser von Frankreich aufzutreten!

— Rußland. Anlässlich des am Donnerstag erfolgten Ablebens der Czarin kommt der Kronprinz des deutschen Reichs im Auftrage des Kaisers nach Petersburg, um den dortigen Todesfeierlichkeiten beizuwohnen. Seitens der Königin von England ist der Herzog von Edinburgh mit der gleichen Mission betraut worden. Auch der englische Hof legt vom 4. bis 28. ds. Mts. Trauer um das Ableben der Kaiserin an. — Wie aus Pest gemeldet wird, wurde infolge des gedachten Todesfalles der Besuch des österreichischen Kaisers zur Festvorstellung des deutschen Theaters abgelaßt. Außerdem hat der Kaiser dem Bürgermeister von Pest den Wunsch ausgesprochen, daß der für Donnerstag anberaumte Fackelzug mit Serenade unterbleiben möge. — Der Papst war einer der Ersten unter den höchsten Persönlichkeiten des Auslandes, welcher dem Czaren sein Beileid ausdrückte. (Die Czarin gehörte bekanntlich vor ihrer Vermählung der römisch-katholischen Kirche an und soll auch als Kaiserin dem päpstlichen Stuhle bedeutende Summen zugewendet haben.)

— Der alte Gortschakoff hat bei seiner Durchreise in Berlin dem Fürsten Bismarck pflichtschuldigt seinen Besuch gemacht und dessen Gegenbesuch empfangen. Es müßte ein Schauspiel für Götter und Menschen gewesen sein, die beiden Diplomaten zu beobachten, wie sie sich die Hände drückten und versicherten, „immer Diejenigen, welche“ zu sein und zu bleiben. Gortschakoff geht wieder nach Baden-Baden, aber seine Rendezvous mit dem französischen Liebchen, wie voriges Jahr, werden unterbleiben. Das Wetter hat sich geändert.

Vocale und sächsische Nachrichten.

— Eibenstock, 7. Juni. Zu der heutigen Nummer d. Bl. ist eine von Hrn. Superintendent Melcher in Auerbach erlassene Bekanntmachung enthalten, aus welcher zu ersehen ist, daß der dortige Bezirksverein für christliche Liebeswerke (Gustav-Adolph-Stiftung, äußere Mission u. Bibelverbreitung) sein Jahresfest und zwar als Missionsfest den 9. Juni, Nachm. 3. Uhr in Stütze grüen abhalten wird. Die Festpredigt hat Herr Pastor Härtig aus Knauthain übernommen. — Man gestattet sich auch noch hierdurch auf diese Feier mit der Bitte um rege Theilnahme hinzuweisen. Die hohen Zwecke, die die genannten Liebeswerke verfolgen, sind als allgemein bekannt vorauszusetzen. Außer der reichgelegneten Thätigkeit, welche die Werke der äußeren Mission und der Bibelverbreitung aufzuweisen haben, sei insbesondere auch der wichtigen Erfolge gedacht, die der Gustav-Adolph-Verein, welcher die Aufgabe verfolgt, evangel. Gemeinden in der Berstreuung (in kathol. Ländern) zu unterstützen, bereits erzielt hat. Im vergangenen Jahre hat der Gesamtverein 1156 Gemeinden mit einer Summe von 739,344 M. unterstützt, so daß die Gesamtsumme der Verwendungen seit seinem Bestehen nahe an 15 Millionen Mark beträgt. — Möge der Herr auch diese Feier mit seinem Segen krönen.

— Dresden, 3. Juni. Heute früh in der 5. Stunde entlud sich über unserer Stadt ein heftiges Gewitter, wobei es an verschiedenen Stellen eingeschlagen hat. Ein Blitzstrahl schlug in das Zellengefängniß des neuen Justizpalastes auf der Pillnitzer Straße ein, ohne jedoch nennenswerthen Schaden anzurichten, die Electricität setzte nur alle telegraphischen Klingel-Apparate des Gebäudes in Thätigkeit, so daß dieselben sämmtlich läuteten. Erst durch das Abschrauben mehrerer Leitungsdrahte konnten die Apparate wieder zum Schweigen gebracht werden. Während des ganzen Tages ergoß sich Regen in Strömen darnieder und auch heute Abend noch regnete es „wie mit Mullen.“ In Folge des anhaltenden Regenwetters, das sich bis nach Böhmen hinein erstreckt, ist die Elbe im langsamen Steigen begriffen.

— Leipzig. Schon seit geraumer Zeit ist im Schoße der hiesigen Fleischerrinnung die für die Stadt Leipzig gewiß ungemein wichtige Angelegenheit der Errichtung eines großen Central-Schlachthauses Gegenstand wiederholter und eingehender Erörterungen. Die Angelegenheit rückt ihrem Abschluß immer näher, und nach den in den letzten Verhandlungen der Stadtverordneten bei Besprechungen anderer Angelegenheiten

gemachten Andeutungen soll Aussicht vorhanden sein, daß in vielleicht zwei Jahren Leipzig nach dem Vorbilde anderer großer Städte ein großes, den Erfordernissen der Neuzeit entsprechendes Central-Schlachthaus besessen wird. — Der Vorstand des hiesigen Museums für Völkerverkundung hatte sich an die städtische Behörde mit dem Gesuche gewendet, ihm den Königsplatz zur Errichtung eines Museumsgebäudes zu bewilligen. Der Rath hat jedoch dieses Gesuch abgelehnt, mit dem Hinweis, daß bereits schon früher ein solches und zwar zur Erbauung eines Konzerthauses an dieser Stelle, hätte unberücksichtigt bleiben müssen, und man überhaupt nicht gewillt sei, den Königsplatz zu Bauzwecken verwenden zu lassen. Dieser Bescheid trifft das Museum für Völkerverkundung doppelt hart, insofern ein Leipziger Millionär zum Bau eines Museumsgebäudes eine große Summe — man spricht von einer Million Mark — zu spenden sich bereit erklärt hatte, unter der Bedingung, daß der Neubau auf dem Königsplatze errichtet werde. Der Bescheid des Raths weist aber auch darauf hin, daß die jetzt den Königsplatz einnehmende Ausstellungshalle, welche schon von Vielen für eine bleibende Erziehungsschule zu Concertaufführungen und großen Volksversammlungen erachtet wurde, nicht stehen bleibt, sondern wahrscheinlich nach Beendigung der bevorstehenden Völkerverkundung abgebrochen und so einer darauf hinizielenden, von uns bereits früher erwähnten Petition der umwohnenden Hausebesitzer und Geschäftleute Rechnung getragen werden wird.

— Ein Aufruf Dr. Stroussberg's geht jetzt durch die verschiedensten Blätter auch in unserem Sachsenlande. Der große Speculant, dem einst das Gesetz ernsthaft auf die allzubeschäftigten Hände sehen mußte, will wiederum eine Commandit-Gesellschaft auf Actien gründen unter der Firma: Stroussberg u. Co. — Zur Zeit, als der große Krach in seine Unternehmungen kam, als er auf der Anklagebank saß, kamen auch bedeutende ihm gehörige Werke und Fabriken in Oesterreich und Preußen unter den Hammer, die er später, als Handel und Industrie schwer darnieder lagen, billig zurückkaufte. Zu deren Betrieb braucht der Mann der Millionen viel Geld! Deshalb der Aufruf zur Zeichnung mit der freundlichen Einladung: Vertrauen haben zu wollen zu seiner bewährten Geschäftsbefähigung und Thatkraft!

— Riesa. Im Gegensatz zu vielen anderen Städten macht sich bei uns seit einigen Jahren ein recht erfreuliches Sinken der städtischen Steuerbeträge geltend. Während z. B. ein auf 2100 Mark Abgeschätzter im Jahre 1878 die enorme Summe von ca. 60 Mark abgeben mußte, betrug der Steuerfuß für dasselbe Einkommen im Jahre 1879 nur 53 Mark und für dieses Jahr nur noch 45 Mark. Demnach haben sich bei uns die Abgaben im Verlaufe von 2 Jahren um 25 Procent vermindert. Den meisten Zuschuß verlangt immer noch die Schullasse.

— In Rosenhal bei Königstein ist am Sonnabend ein Kind mit zwei Köpfen in todtm Zustande zur Welt gekommen. Die Mutter soll sich den Umständen nach wohl befinden.

Der Obstbau-Verein.

Wie unsern Lesern bekannt, fand am 4. April d. Jt. in einer zu diesem Zwecke nach dem „Blauen Engel“ zu Aue einberufenen Versammlung die Gründung des Obstbauvereins für den Bezirk der kgl. Amtshauptmannschaft Schwarzenberg statt. In Folge davon constituirte sich auch in unserer Stadt ein Zweigverein, dessen vor Kurzem gewählter Vorstand aus den Herren Rfm. Carl Luchscheerer als Vorsitzender, Premierlieutnant Louis Kühn als Schriftführer und Straßenmeister Jahn als Cassirer besteht. Da der hiesige Zweigverein schon jetzt eine verhältnismäßig große Mitgliederzahl umfaßt, hatte der Vorstand des Bezirksvereins, an dessen Spitze Hr. Amtshauptmann Frhr. von Birsing in Schwarzenberg steht und welcher auch der Versammlung am Sonntag präsidirte, beschlossen, seine erste Wanderversammlung am 6. d. Mts. in Eibenstock abzuhalten. Dieselbe war von der hiesigen Einwohnerschaft zwar leider nur spärlich besucht, dagegen hatten sich viele Herren aus der Umgebung zu derselben eingefunden, so daß die Versammlung einen sehr anregenden und zufriedenstellenden Verlauf nahm und der Sache des Obstbaues in unserer Stadt wesentlich dienen wird.

Der von Hrn. Rfm. Reichsch in Löbnitz gehaltene Vortrag behandelte die Krankheiten der Bäume und deren Heilung, während Hr. Schmiedemstr. Müller in Neustädtel Mittheilungen über das Pflanzen derselben und dergl. machte. Die allgemeine Debatte brachte noch manchen andern interessanten Gegenstand, wie z. B. den richtigen Schnitt der Bäume und den Schutz der jungen Anpflanzungen, zur Sprache. Da uns jedoch der Raum unseres Blattes ein so eingehendes Referat nicht gestattet, so theilen wir nur noch den

Wortlaut der beiden Vorträge, die eine möglichst allgemeine Verbreitung wohl verdienen, mit und beginnen gleich mit den Worten des Hrn. Schmiedemstr. Müller:

Der Obstbau.

Zieht man die großen und mannigfaltigen Vorträge in Betracht, die ein vernünftiger Betrieb der Obstbaumzucht sowohl Einzelnen als auch ganzen Gemeinden, die sich damit beschäftigen, gewährt, so ist es kaum erklärlich, warum noch immer der bei Weitem größte Theil unserer Landwirthe diesem hochwichtigen und reichlich lohnenden Zweige der Landwirtschaft so wenig Aufmerksamkeit zuwendet. — ja, nicht selten die größte Verachtung in dieser Hinsicht durch Wort und That zu erkennen giebt. Die gewöhnlichsten ererbten Vorurtheile, sowie irrige Ansichten und Ausflüchte in fraglicher Beziehung sollen hier zur Beleuchtung und Widerlegung eine Stelle finden:

Man sagt, daß zuweilen Boden, Klima und Lage zum Obstbau nicht geeignet seien. Sind die in einzelnen Lagen und Gegenden gemachten Versuche in fraglicher Beziehung wirklich gescheitert, so ist der Grund davon in der Regel anderwärts zu suchen. Waren die Bäume auch aus einer zuverlässigen Baumschule? Waren sie nicht aus fremdem Boden und Klima? Wurden sie nicht von Händlern gekauft, die sie Wochen lang herum-schleppten und austrocknen ließen? Und wie viele Fehler werden nicht beim Setzen der Bäume gemacht! Wie häufig muß man namentlich bemerken, daß Bäume zu tief gesetzt, — daß weder Wurzel noch Aeste gehörig zugeschnitten, — und daß ungeeignete Bodengattungen für die verschiedenen Obstsorten gewählt werden! Wie oft werden auch die Bäume nach dem Aussetzen ihrem Schicksale überlassen! Weder Bäume noch Verband schämen sie vor heftigen Binden u. vor dem hungrigen Wilde bei tiefem Schnee; eingensetzte schädliche Insekten werden nicht vertilgt, die mit Moos und Flechten überwachsene Rinde wird nicht gereinigt, der Boden rings um den Baum wird nicht regelmäßig aufgelockert, der dem Baume die Säfte entziehende Weiz wird nicht unverzüglich beseitigt, Krankheiten der Bäume werden weder beachtet noch zu heilen gesucht! Unter solchen Umständen können freilich Bäume nicht gedeihen. Man schiebe aber dann nicht die Schuld auf Boden, Lage und Klima. Sehr oft vernimmt man auch die Behauptung, daß Obstbäume auf Grundstücken mehr schaden als nützen. Wahr ist es allerdings, daß man auf vielen Aekern Bäume trifft, die mehr schaden als nützen. Dieselben sind entweder so schlecht gezogen, daß sie in ganz schräger Richtung eine ungewöhnlich große Bodenfläche einnehmen, oft mit ihren Aesten fast den Boden berühren, oder sie sind so eng gesetzt, daß auf dem Grundstücke irgend eine Frucht gedeihen kann.

Ueber das Setzen der Bäume sind folgende Regeln zu beachten: Bei leichtem Boden zieht man die Herbst-, bei hartem Boden die Frühjahrs-Setzung vor. Man verrichte das Geschäft nur bei schöner trockener, durchaus nicht bei nasser Witterung. Werden Bäume nicht sogleich bei dem Ausheben verpflanzet, so schlage man sie bis dahin in feuchter Erde ein. Verlegte und zerrißene Wurzeln müssen mit einem scharfen Messer glatt geschnitten werden, damit keine Fäulnis bleiben. Die Kronäste schneide man bei hartem Wurzelvermögen auf 5, bei schwachem auf 8 Augen zurück, auch lasse man nur solche Aeste zum Treiben stehen, aus denen eine schöne regelmäßige Krone gezogen werden kann. Beim Frühjahr-Setzen ist es besser, wenn die Gruben schon im Herbst zuvor gemacht worden sind. Die Gruben müssen um so tiefer und weiter sein, je geringer und fester der Boden ist. Ehe man den Baum setzt, fülle man erst die Grube gegen ein Fuß tief mit guter Erde. Unmittelbar auf die Wurzeln bringe man feine und gute Erde. Das Gießschlämmen ist nur bei trockenem und leichem Boden zu empfehlen, nicht aber bei schwerem und lehmigem Boden, bei letzterem ist es besser, die Wurzeln recht mit trockenem Sand auszustopfen. An die Stelle eines abgestorbenen Baumes setze man nicht gleich einen Andern, der Boden muß erst einige Jahre gedüngt werden und gekräfftigt sein. Man setze die Bäume nie tiefer als sie vorher standen, zu tief gesetzte sterben bald ab.

(Schluß folgt.)

Mutter und Sohn.

Criminal-Roman von Wilhelm Grothe.
(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages rasselte eine jener großen Kutschen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts Mode waren, in den Schloßhof von Goldrauen. Die schon angebrochene Dunkelheit ließ kaum das Wappen der Birzki erkennen, das sich an dem Schlage befand. Einige Dienstkleute traten herzu, sei es, um behilflich zu sein, oder der lieben Reugier wegen; aber eine wohl-bekannte Stimme, der Verwalter der Birzki'schen Güter, scheuchte sie davon.

„Was habt Ihr zu lungern, Ihr Maulaffen?“ schrie der riesige Mann, aus der Kutsche springend. „Scheert Euch an eure Arbeit und gafft uns nicht an, als ob wir der Kaiser aller Reußen oder das leibhaftige Donnerwetter selbst wären. Packt Euch, bevor ich Euch Beine mache.“

Die Energie des Verwalters war auf Goldrauen zur Genüge bekannt und gefürchtet. Man ging dem alten Manne, der ein Erbstück in dem Geschlecht der Birzki war, gern aus dem Wege, da man sehr wohl wußte, daß trotz der greisen Locken eine Stärke in seinen Gliedern wohnte, die an das Fabelhafte grenzte und daß Sehnen und Muskeln noch nichts an Geschmeidigkeit verloren hatten. Seine Wünsche wurden daher wie Befehle geachtet und die Ausführung folgte ihnen auf dem Fuße, da er nur selten Gelegenheit fand, seine gewichtige Hand in Bewegung zu setzen. So waren auch jetzt die müßigen Gaffer verschwunden. Dagegen trat ein Mann aus dem Schlosse, der ungefähr wie der Andern zu der Birzki'schen Familie in demselben Verhältnisse zu dem Goldrauen'schen Geschlecht stand.

Die beiden Alten schüttelten sich die Hände und flüsterten mit einander, dann wandte sich das Birzki'sche Erbstück wieder zum Wagen und hob eine Person

bera
Als
er m

mit
und
Geg

noch
wie

ein
wäre
pocht

große
welch
Es m
versch
stern
dritte
Drten
sollen
entha
auch
mehr
bestan

famm
den
spöttli
stellte
getrag
fort,
der i
war,

auch
line b
ihr ge
gehört
des j
Lage
ängstl
Augen
des I
toalter

scheint
eine f
so th
die D
rauen,
töthnl
D
spreche
Ebede
Sie d
zu spie
mir zu
L
Stimm
schlagen
E
haben
kann,
Ihnen

D
lichen

fowie

und
soll den
ung der
zum 18
S

heraus, die bisher noch in dem Innern gesteckt hatte. Als ob er eine Puppe auf dem Arm habe, so betrat er mit der verhüllten Gestalt das Schloß.

„Poppo, ich bewundere Dich; Deine Kraft scheint mit den Jahren zu wachsen, während die meine nach und nach zum Teufel fährt. Bald wird ein Kind den Gregor umblasen können. Hole der Satan das Alter.“

„Bist auch über siebzig. Fragst sich, wenn ich noch acht Jahre hinter mir habe, ob ich dann noch so wie Du. Aber wo ist die gnädige Frau, Gregor?“

„Folge mir.“
Beide stiegen eine Treppe empor, durchschritten dann eine Zimmerflucht, ohne daß ihnen ein Diener begegnet wäre. Jetzt blieb Gregor an einer Thür stehen und pochte.

„Tritt ein.“

Pauline erwartete die Männer in einem nicht zu großen Gemache, das sich in nichts vor den übrigen, welche die Männer durchschritten hatten, auszeichnete. Es war ein Eckzimmer und besaß zwei Fenster nach verschiedenen Richtungen. Zwei Thüren, die den Fenstern entgegengesetzt lagen, führten in dasselbe, eine dritte befand sich vis-à-vis der Fensterrede, an dem Orte, wo man einen Ofen oder Kamin hätte vermuten sollen. Daß ein solches Gemach nicht viel Neues enthalten konnte, war selbstverständlich; daher fiel es auch wenig oder gar nicht auf, daß dieselben nur aus mehreren Lehnstühlen und einem altmodischen Schranke bestanden.

Die Herrin von Goldrauen saß, in ein schwarz-sammetnes Gewand gekleidet, in einem Sessel zwischen den Fenstern. Auf ihrem kalten Antlitz ruhte ein spöttisches Lächeln. Sie winkte mit der Hand, Poppo sollte das Wesen, welches er bisher auf den Armen getragen hatte, auf den Boden und nahm die Decken fort, in welche es gehüllt war. Jener junge Geistliche, der im Auftrage des todtten Grafen vor sie getreten war, zeigte sich in ziemlich derangirter Toilette.

„Poppo, löst alle Bande des Herrn, nehmt ihm auch die Knebel aus dem Munde.“

Wie die Gebieterin befohlen, so geschah es. Pauline bedeutete nun dem Entfetteten, auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz zu nehmen. Mit einem Seufzer gehorchte der Gefangene. Wie sehr hatten sich die Züge des jungen Mannes verändert! Wie hatten so wenige Tage das hervorbringen können? Wie er dasaß, die ängstlichen Blicke kaum zu den verächtlich blickenden Augen der Herrin von Goldrauen erhoben, ein Bild des Jammers. Neben ihn hatten sich die beiden Verwalter aufgestellt.

„Mein Herr“, begann Pauline, „Sie haben wahrscheinlich nicht geglaubt, mir sobald oder wenigstens auf eine solche Weise gegenüber zu stehen. Wer hieß Sie so tödlich sein, die Löwin zu reizen? Wer hat Ihnen die Dummheit eingegeben, daß die Erbin von Goldrauen, die Wittve Stephans von Wirzki wie ein gewöhnliches Weib müßte behandelt werden?“

Der junge Geistliche faltete, ohne ein Wort zu sprechen, die zitternden Hände flehend über die Brust.

„Herr Faver vom heiligen Orden Jesu“, fuhr die Edelkammer in noch verächtlicherem Tone fort, „fallen Sie doch nicht aus der Rolle, die Sie mir gegenüber zu spielen wagten. Der Handschuh wurde von Ihnen mir zugeworfen; ich habe ihn aufgenommen.“

„Und haben gestiegt“, sagte der Geistliche mit leiser Stimme. „Jetzt seien Sie großmüthig gegen den geschlagenen Feind.“

„Sind Sie großmüthig gewesen?“ fragte Pauline, „haben Sie der Mutter gesagt, wo sie ihr Kind finden kann, den gestohlenen Sohn Stephan's von Wirzki.“

„Gnädigste Frau, der Herr Graf hat, wie ich Ihnen schon bekannte, die Spur verloren —“

„Amnenmärchen! Aber bei Gott, ich werde auf die Wahrheit kommen und sollte ich sie von Ihnen erpressen lassen.“

Faver stürzte sich bei diesen Worten von seinem Sitze ihr zu Füßen; er mußte ja, daß sie eine entschlossene Gegnerin sei, die vor nichts zurückschrecken würde, wenn sie dadurch ihr Kind wiedererlangen könne, ja, wenn sie ihm nur einen Schritt dadurch näherkomme.

„Erbarmen!“ rief er in kläglichen Tönen: „Ich will Alles bekennen, was ich weiß und was mir der Graf gebeichtet.“

„Wohl, hochwürdiger Herr“, lautete die spöttische Erwiderung, aber sehen Sie sich vor, daß Sie sich nicht täuschen, daß Sie nichts vergessen, da meine Geduld mit Ihnen dann ein Ende nähme, das Ihnen nicht zusagen könnte.“

„Ich werde die reine Wahrheit sagen“, bemerkte Faver.

„Und werden daran sehr wohl thun“, fuhr Pauline fort; denn Sie werden Goldrauen nur verlassen, nachdem ich mich von der Wahrhaftigkeit Ihrer Worte überzeugt habe. Das schwöre ich Ihnen bei Gott. Wenn Sie also gedacht haben, mich zu überdortheilen und sich durch Lügen die Freiheit zu verschaffen, so haben Sie sich verrechnet.“

Die beiden Verwalter nickten zustimmend.

„Das ist die Goldrauen'sche Weise“, sagte Gregor.

„Wie ein echter Wirzki gedacht“, meinte Poppo.

„Unter solchen Bedingungen sollte ich reden?“ sagte der junge Geistliche: „Himmel, sieh' wie man mich behandelt! Jesus, errette Deinen Diener aus der Hand —“

Seine Rede stockte, er wagte nicht zu enden, denn er sah, wie Paulinens Augen in wildem Feuer aufzulodern schienen, wie sie auf ihn Blitze schossen.

„Einer Mutter, der man ihr Kind gestohlen“, vollendete die Herrin von Goldrauen seine Worte: „Glen-der, Du wagst den Himmel anzurufen“, fuhr sie fort; „der Himmel ist auf meiner Seite, auf Seite der Unglücklichen.“

Faver's Muth war gänzlich dahin, vergebens hatte er ihn noch einmal aufzucken wollen, er war wieder durch dieses schöne Weib in das düstere Chaos der Entnervtheit zurückgeschleudert. Mit leiser gebrochener Stimme erklärte der junge Mann Alles gestehen zu wollen, was er von Balzki erfahren.

Er erzählte darauf, daß der Graf den kleinen Stephan habe entzünden lassen, nicht um ihn auf ewig der Mutter zu entziehen, sondern um durch die Zurückgabe ein Mittel zu besitzen, Paulinen sich wieder nähern zu können. Die alte Zigeunerin habe auch den Befehl Balzki's ausgeführt, insofern der Raub geschehen, ihm aber nicht Stephan übergeben. Er habe sogar, obgleich vergebens, dem Kinde nachgespürt, so daß, wie es scheint, jede Entdeckung unmöglich sei.

Bei diesem Bekenntnis hatte Pauline die Augen nicht während eines Augenblicks von den Zügen des Jesuiten abgewendet. Sie wußte, daß er ihr die Wahrheit gesagt habe, daß er nichts mehr wisse, trotzdem blieben ihre Züge ernst und feindselig.

„Und hatte der Graf ihnen weiter nichts anvertraut?“

„Nicht, daß ich mich entsinne.“

„Auch nicht, daß er mich zu seiner Erbin eingesetzt hat?“

„Hat er das Testament nicht zurückgenommen?“

„Nein, mein werther Herr, obgleich Sie ihn dazu bestimmen wollten, um das Vermögen Ihrem werthen Orden zu erhalten. Sie sehen, daß ich ziemlich genau unterrichtet bin, und daß der Graf mich noch nach seinem Tode verfolgen läßt, da er mir Ihren hochwürdigen Orden zu Feinden hinterlassen. Weiß Gott, ich wollte den Herrn Jesuiten die Güter mit Freuden gön-“

nen, wenn ich meinen Stephan wiedererhalten könnte. Das kann nicht geschehen, da ich durch diese Zeilen die Gewißheit erlangt habe, daß die ehrwürdigen Väter selbst nichts über sein Dasein wissen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Die rothe, blaue und grüne Farbe. Roth ist die höchste Farbe, die Farbe schlechthin, wie Weiß das Licht schlechthin ist. Roth ist die Farbe des Feuers, des Lebens, der aufgeregten Thätigkeit und Leidenschaft. Sie lockt; Kinder und Wilde fühlen sich unwiderstehlich zu Roth hingezogen. Sie regt aber auch auf; viele Thiere, Stiere, Truthühner u. gerathen beim Anblick der rothen Farbe in Wuth. Sie ist zugleich die prächtigste, vornehmste, die Königsfarbe; es liegt etwas Herrisches in ihr, sie übersteigt jede andere Farbe. Eine Mischung von Weiß und Roth, Licht und Blut, charakterisirt die weiße Menschenrace, die edelste von allen. Das Licht waltet mehr in der Haut, die Lebenskraft mehr im Blute. Blau ist der Uebergang der Finsterniß in die Farbe; es ist Farbendämmerung, Farbenferne. Der hohe Reiz des Blau liegt in der Verbindung der schwärzesten Finsterniß mit der Farbe; daher das Blau auch in seiner lichtesten Nuance, im blendendsten Hellblau immer noch eine Dämmerung und Nacht, und die ursprüngliche Ferne andeutet, in der das Blau zum Leben steht. Alles Ferne in der Natur, z. B. die Berge, werden blau; die Dinge erscheinen uns in ihrer Ferne blau, ohne daß sie an sich blau sind; sie erscheinen uns blau in einer Beziehung zum unendlichen Raum, zur unermesslichen Ferne des Weltalls. Es liegt auch ein tiefer Sinn im blauen Auge; nirgends hat die Natur bei der Bildung des menschlichen Leibes Blau gebraucht, außer im Auge, in dem die Seele sich spiegelt. Geheimnißvoll spricht die Ferne der Welt zu uns im weiten Blau des sichtbaren Himmels, noch geheimnißvoller die Tiefe der Seele im engen Blau des Auges.

— Grün ist die Farbe, die am menschlichen Körper, außer in seltenen und immer mehr in's Graue und Braune spielenden grünlichen Augen, gar nicht vorkommt. Maler wissen, daß keine Farbe so viel Verwandtschaft zum Feuchtesten hat, wie das Grün. Keine Farbe erscheint nasser, wie das sog. Sastgrün, keine trockener, wie das sog. Siftgrün. Man freut sich dauernd keiner Farbe mehr, als der grünen. Sie ist die Heimatsfarbe der Menschen. Wie die Rose in ihren grünen Blättern, so wächst der Mensch im Grün der ihn umgebenden Erde auf.

— [Hühnerkrankheit.] Eine sehr häufig vorkommende Krankheit unter den Hühnern ist der Pips, welcher sich durch Appetitlosigkeit, Trauern u. zu erkennen giebt. Diese Krankheit, welche gewöhnlich von den Landleuten durch das Abnehmen der dünnen Hornhaut unter der Zunge curirt werden soll, entsteht durch Säureanammlung im Kropfe. Durch eine Gabe von 7—8 Pfefferkörnern täglich Morgens, mehrere Tage lang, mit etwas Butter, wird das Uebel gänzlich gehoben.

Chemischer Marktpreise

vom 5. Juni 1880.

Weizen weiß. u. bunt.	11 Mt. 80 Pf. bis 12 Mt. 30 Pf. pr. 50 Kilo.
gelber	11 - 40 - - 12 - 05 - -
Roggen inländ.	9 - 50 - - 10 - 50 - -
fremder	- - - - - - - - - -
Braugerste	8 - 75 - - 10 - 25 - -
Futtergerste	7 - 25 - - 8 - 15 - -
Hafer	7 - 40 - - 7 - 65 - -
Kocherbsen	9 - 60 - - 10 - 20 - -
Mahl- u. Futtererbsen	8 - 90 - - 9 - 30 - -
Heu	3 - 20 - - 3 - 50 - -
Stroh	2 - 20 - - 3 - - - -
Kartoffeln	3 - 50 - - 3 - 60 - -
Butter	2 - - - - 2 - 40 - - 1 -

Lieferung von Stamm- und geschnittenen Hölzern.

Die Anlieferung des bei unseren Werken auf das II. Halbjahr 1880 erforderlichen Bedarfs an sichtenen Stamm- und geschnittenen Hölzern als

4925	Stämme von 15—17 Ctm.	} unterer Stärke,
10575	" " " 18—21 "	
6500	" " " 22—25 "	
sowie		
1500	Stück 47 und 35 mm starke Pfosten,	
1800	" 30 und 24 mm " Spändebretter,	
1500	" gesäumte und ungesäumte Beschlagbretter,	
1200	" " " " Rüstscharten à 3,4 m lang,	
1000	" gesäumte Rüstscharten à 4 m lang,	
2000	" ungesäumte " à 2 m "	
und 26000	" Schwarten	

soll demnächst vergeben werden. Geehrte Reflectanten wollen sich wegen Mittheilung der näheren Bedingungen an uns wenden, ihre Offerten aber spätestens bis zum 18. Juni a. c. bei uns einreichen.

Schewitz bei Zwickau, den 3. Juni 1880.

Erzgebirgischer Steinkohlen-Actienverein.

Versteigerung.

Der Besitzer des neuerbauten, mit Realgerechtigkeit versehenen

Schützenhauses zu Eibenstod

ist gefonnen, dieses sein Besizthum auf dem Wege des Meistgebotes zu verkaufen. Besagtes Besizthum besteht aus einem seinem Zwecke und der Neuzeit entsprechenden Gebäude. Es ist 52,5 Ellen lang und enthält außer einem sehr schönen Tanzsaal mit angebauter Loggahalle 8 heizbare Zimmer, mehrere Keller und Stallungen u. Zu diesem Complexe gehören noch 17 Scheffel leicht zu bewirtschaftende Feld- und Wiesen-Grundstücke und wären zur Uebernahme des Ganzen nur 6000—7000 Mark erforderlich.

Der Unterzeichnete ist mit der angezeigten Versteigerung betraut und erfolgt dieselbe den 10. Juni a. c., Vormittags von 11—12 Uhr im Hotel zur Stadt Leipzig allhier.

Eibenstod, den 29. Mai 1880.

Oswald Kiess.

Von einer ruhigen kinderlosen Familie wird ein nicht zu großes Logis per sofort gesucht. Näheres sagt die Exped. dse. Bl.

Beste Qualität von
Bayrischem Weiskaff
hält stets am Lager
Eibenstod.
O. Kiess

